

menzusacken. Ich sah, sie fühlte sich in der großen Halle verloren, sie wußte nicht, wo hinsehen, einen Halt suchte sie und dann auch noch der lange Weg bis zur Rezeption!

Ich hatte den Eindruck, sie wolle mich ganz unbedingt über etwas hinwegtäuschen, mich von etwas ablenken. Aber wovon? Sie akzeptierte den Preis, aber sie schluckte dabei. Wenn aber der hohe Preis bereits ein Opfer für sie bedeutete, warum dann auch noch das maßlos überhöhte Trinkgeld? Verzweiflung? Dachte sie, jetzt sei schon alles egal? Sie hatte kein Gepäck und war recht nervös. Sie sah mir nicht in die Augen. Sie zitterte ihre Unterschrift auf das Anmeldeformular, legte dreihundert Mark auf die Theke und sagte sehr leise, fast tonlos: Ist schon gut so. Dann schnappte sie den Schlüssel und floh regelrecht zum Aufzug. Ihre Erleichterung, der Hotelhalle entronnen zu sein, spürte ich förmlich. Was, fragte ich mich, ist mit dieser Frau los, was ist mit ihr geschehen, wovor läuft sie davon? Was ist die Ursache ihrer Panik? Ein Mann? Oder gar ein Verbrechen? Hat sie Hals über Kopf fliehen, ihre Kinder vielleicht zurücklassen müssen?

Ich erfuhr es nicht und werde es nie erfahren. Ich konnte sie ja nicht gut fragen...

EIN UHR NULL MINUTEN UND NULL SEKUNDEN

Mit Unvollendetem, mit offenen Fragen, mit Fragmentarischem muß ich mich abfinden, das verleidet mir diese Arbeit schon, umsomehr als mir dabei bewußt wird, daß ich bin wie meine Gäste: ein Fremder, der meinen Körper bewohnt, ein Gast, den ich als offene Frage erlebe, als ein amorphes Wesen, bestehend aus zerhackten und durch häufiges Erzählen ausgefaserten Geschichten, scheinbar ohne jeden Sinn, ohne jeden Zusammenhang, ohne jede Erfahrung, ohne jede innere Logik. Nun mag man sagen, das Leben habe doch mit der Logik nichts am Hut, aber dennoch möchte man eine, irgendeine Linie erkennen,

etwas, das sich mit einem logischen Verstand (so man einen hat) analysieren und begreifen läßt, man möchte sich die Frage nach dem Warum des Soseins beantworten können. Die Begründung, es liege eine fortwährende Gedankenlosigkeit vor, kann mich nicht zufriedenstellen.

Die meisten kennen ihre Entwicklungslinie ganz genau, sie haben sie ja größtenteils selber gezogen, sie haben die Richtung ihres Lebens selber bestimmt, wogegen ich von mir den Eindruck habe, gelebt und entwickelt worden zu sein.

Von wem?

Faktum ist: Ich überschreite demnächst die sogenannte Mitte des Lebens und bin immer noch nichts. Ich habe immer noch keine Ahnung, bin immer noch nicht im Leben angekommen. Ich begreife nicht, wie es funktioniert. Mein ganzes bisheriges Dasein erscheint mir als vorgeburtlicher Zustand. Ich komme und komme einfach nicht zur Welt. Wer zur Welt kommen will, denke ich, muß ihr etwas zu sagen haben. Ich habe aber nichts zu sagen, jedenfalls nichts von Bedeutung. Andere dagegen wissen Bescheid, sie kennen sich aus. Sie stehen mitten im Leben drin, mit beiden Beinen. Manche stecken sogar so tief im Leben, daß sie sich schon wieder herauswünschen. Es ist ihnen zuviel, weil es zuwenig ist. Sie haben es satt. Sie wollen möglichst nahe herankommen an die Grenze zwischen Leben und Tod. Den Todeskitzel suchen sie und stürzen sich, an lange Gummiseile gebunden, von Brücken, an den glatten Wänden gehen sie hoch, schinden ihre Körper im Mega-Marathon-Lauf, irgendwann wird einer ohne Fallschirm aus dem Flugzeug zu springen versuchen, andere lassen sich mit spiritistischen Séancen verwöhnen, sie entfliehen ins Übersinnliche, Außerirdische, Jenseitige, ich aber will ins Diesseitige hinein.

Es ist ungefähr wie in der Geschichte vom Hasen und Igel. Ich hetze mich ab, während sich andere im Ziel längst erholen, beziehungsweise schon neue Ziele im Auge haben. Wofür ich tau-

send Schritte brauche, genügt anderen ein einziger. Immer bin ich zu spät dran. Was ich wissen will, ist für andere längst kalter Kaffee. Ich komme nie auf die Höhe der Zeit. Weil ich immer erst abklären muß, aus welcher Vergangenheit ich eigentlich komme. Stoße ich dann zufällig auf eine wie auch immer geartete Bewegung, ist diese gerade am Absterben. Das ist furchtbar komisch. Aber auch tragisch. Man will ja auch mal zeitgemäß sein, will was taugen, will mitreden können, ein Ansehen will man haben, einen Stammplatz gewissermaßen. Oder, um es als Nachtportier zu formulieren: an den Tag will man kommen, sich sehen lassen können. Aber dann: Kann ich so, wie ich bin? Was, bitte, habe ich dem Tag zu bieten, was den Leuten zu sagen? Wenn ich einen Lebenslauf für eine Bewerbung zu schreiben hätte, was könnte da drinstehen?

Sehr geehrte Damen und Herren, ich kann leider keine präzisen Zeitangaben machen, weil gewisse Jahre in meinem Leben ein einziges Chaos gewesen sind. Ich bin geboren worden, zur Schule gegangen worden, dann brach das Chaos aus, vermutlich, weil ich, nach vielen Jahren der Disziplinierung der gnadenlos über mich hereinbrechenden Freiheit nicht gewachsen war. Dauer: ca. vierzehn Jahre. Ich habe - was mir selbst als Wunder erscheint - trotz größter Unreife die Reifeprüfung bestanden, war anschließend Soldat und wiederum auch nicht. Danach habe ich dieses und jenes gemacht, das meiste jedoch unterlassen. Ich bin für alles und nichts begabt. Ein freundlicher Herr der Berufsberatung sagte mal, ich solle Berufsberater werden. Das hörte sich an, als meine er, wer sich selber keinen Rat wisse, taue wenigstens dazu, anderen Rat zu erteilen. Mir war das zu wenig. Ich wollte doch höher hinaus. Nachdem ich aber einsehen mußte, daß die akademische Laufbahn meine geistigen Fähigkeiten doch bei weitem überstieg, wurde ich kurzfristig Güterbodenarbeiter bei der Deutschen Bahn. Nach diversen Fehlversuchen auf sozusagen freier Wild-

bahn, hatte ich ganz plötzlich meine kleinbürgerlichen Phantasien vom geordneten, unauffälligen Dasein wiederentdeckt. Das heißt, die Inspiration hatte einen konkreten Anlaß beziehungsweise Namen: Margarete. Sie arbeitete im Büro der Güterabfertigung, ich draußen im Schuppen als Sackkarrenfahrer. Ich verliebte mich in Margarete, weil sie so unscheinbar war, die typisch graue, etwas blutarme Büromaus mit Brille. Gerade das fand ich ungeheuer attraktiv. Ich wollte Margarete heiraten. Meinen Kollegen war das bekannt. Sie mochten mich, weil ich ein guter Arbeiter war. Weil sie mich so mochten, gaben sie mir den guten Rat, etwas für mein Prestige zu tun, schließlich gingen ein Sackkarrenfahrer und eine Beamtin des mittleren Dienstes wohl kaum zusammen. Sie stellten fest, daß ich über eine Schulbildung verfügte, welche mir das Tor zur gehobenen Laufbahn eröffnete, ich solle mich daher als Inspektorenanwärter bewerben, das mache gewiß Eindruck auf Margarete. Da ich, wie gesagt, ein guter Arbeiter war und mich auch völlig mit der Deutschen Bahn identifizierte, indem ich beispielsweise an allen inner- und außerbetrieblichen Aktivitäten teilnahm, unterstützten meine Chefs die Bewerbung. Ich wurde untersucht und getestet und für tauglich befunden. Die Zukunft lag offen und kalkulierbar vor mir: Inspektor, Oberinspektor, Amtmann, Oberamtmann, mit etwas Glück dann noch der Bundesbahnrat, A 13. Privat: Heirat mit Margarete, ein Kind, ein zweites, mit Hilfe des Beamtenheimstättenwerks Bau eines Einfamilienhauses, Vorstandsmitglied in diversen Vereinen, Engagement in der Lokalpolitik, Wahl zum Stadtrat, später aussichtsreicher Bewerber für das Amt des Oberbürgermeisters.

Diese Zukunft begeisterte mich so sehr, daß ich die Kollegen zum Umtrunk einlud, der sich bis in die frühen Morgenstunden ausdehnte, und weil der Heimweg nicht mehr lohnte beziehungsweise weil in zwei Stunden die Arbeit begann, schlug ich im Güterschuppen kurzerhand eine Scheibe ein und legte mich

zwischen Kartons zum Schlafen hin. Noch vor Dienstbeginn wurde ich von der Bahnpolizei geweckt und als Einbrecher vorläufig festgenommen. Um meine Angaben zu überprüfen, wurde der Bahnhofsvorsteher aus dem Bett geholt. Fazit: untragbar für die gehobene Laufbahn. Ich solle meine Bewerbung besser zurückziehen, man befürworte sie nicht länger, ich sei charakterlich ungeeignet. Zwei Tage später wurde mir auch noch fristlos gekündigt. Ende der Karriere. Ende meines Traums mit Margarete. Ich wurde nicht Oberbürgermeister. Dafür durfte ich erneut die Feststellung machen, wie hervorragend ich geeignet war als Saboteur meiner Zukunft. Doch gehört eine solche Bemerkung nicht in einen offiziellen Lebenslauf. Also gestrichen. Statt dessen schreibe ich: Nachdem ich mich aus privaten Gründen gegen die Beamtenlaufbahn entschieden hatte, betätigte ich mich vorübergehend als Kellner in einer Diskothek für gehobene Ansprüche. Man kann das gewiß nicht als logischen Schritt betrachten, sehr geehrte Damen und Herren, aber mit irgendwas muß man sich ja sein Geld verdienen. Die Kellner-Phase dauerte übrigens nur sieben Tage. Das Ende kam, wie sollte es auch anders sein, plötzlich. Schuld waren Schnecken und eine Frau, die unbedingt Wert darauf legte, eine Dame zu sein. Sie hatte - das schwöre ich Stein auf Bein - ein Dutzend Weinbergschnecken bestellt. Als ich das Essen servierte, meinte die Dame, sie hätte nur ein halbes Dutzend Schnecken bestellt. Ich widersprach. Sie widersprach meinem Widerspruch. Das schaukelte sich hoch. Am Ende meinte ich, sie könne mich mal. Die Dame besaß trotzdem noch genügend Luft, um den Geschäftsführer zu rufen. Der Ruf schrillte durch das Lokal, durchdrang mühelos die laute Musik. Der Geschäftsführer hörte sich alles an und verurteilte mich zu einer Entschuldigung. Das sei das mindeste. Ich lehnte störrisch ab. Er wies mir die Tür. Drei Wochen später lernte ich eine Frau kennen, die ich drei Monate später zum Standesamt führte, bzw. sie führte mich. Ich war nun versorgt. Dieses Ver-

sorgtsein langweilte mich jedoch irgendwie. Trotzdem hielt die Ehe fünf Jahre. Dann ließ sich meine geliebte Frau von mir scheiden...

Der Ex-Student, Ex-Güterbodenarbeiter und Ex-Kellner war 28 Jahre alt und konnte mit nichts glänzen, außer einer Handvoll Geschichten, die ihm kein Mensch glaubte. Seine früheren Schulkameraden dagegen führten bereits Titel und Untergebene und große Häuser. Seine Mutter war verzweifelt. Eduard, rang sie die Hände, wann hörst du endlich auf, Geschichten zu machen. Alle anderen haben sich niedergelassen und eingerichtet im Leben, und du? Du treibst dich herum, du fängst dieses und jenes an und bringst nichts zu Ende, wie lange soll das noch so gehen?

Sie hatte zweifelsohne recht. Es ist mir heute ein Rätsel, wie ich das dauernde Scheitern und dieses haltlose Leben ertragen konnte. Offenbar störte es mich nicht sonderlich, sonst wäre ich ja in Panik geraten, was, meiner Erinnerung nach, aber nicht der Fall war. Wohl sah ich, wie weit es die anderen bereits gebracht hatten, aber die anderen waren schon immer anders gewesen als ich. Oder ich anders als sie. Von Kind auf. Gleich höre ich meine Mutter stöhnen: Warum kannst du nicht sein wie die anderen? Nimm dir doch mal ein Beispiel an dem und dem, sei doch wie der und der. Was andere schaffen, schaffst du doch auch. Geh in dich und schau auf die anderen.

Wie das zu schaffen war, gleichzeitig in sich zu gehen und auf andere zu schauen, wußte ich nicht. Entweder ich ging in mich, oder ich sah auf andere. Aber meine Mutter meinte es nur gut, denn sie machte sich Sorgen. Hoffentlich entwickelt sich der Junge doch noch wie alle anderen, mag sie gedacht haben. Der wäre ja manchmal gern wie alle anderen gewesen, aber das wollte ihm einfach nicht gelingen. Kein Stückchen kam er den Vorbildern näher. Er kopierte deren Handschriften, er redete, benahm,

kleidete sich wie sie, doch das führte zu nichts. Es sei denn zu einer massiven Verhinderung der eigenen Entwicklung. Siehe Eduardo als Sinsheimer-Kopie. Eduard merkte schon, wie er sich allmählich aus den Augen verlor, merkte, wie etwas von ihm immer weiter zurückblieb, während er als Nachredner und Nachmacher nur scheinbar voranschritt. Zog man die Vorbilder, denen er nachlebte, von ihm ab, blieb nichts mehr übrig. Er wußte eigentlich zu keinem Zeitpunkt ganz genau, wer er war, wen oder was er nun darstellte. Er bestand aus einem Gemisch von kopierten Verhaltens- und Denkweisen, die sich wie losgelöst von ihm ereigneten, er begriff sie nicht, er hatte nichts mit ihnen zu tun.

Jahre später sah er sich mit dieser Schwierigkeit plötzlich und zufällig auf der Höhe der Zeit. Das Eduard-Problem war sozusagen aktuell geworden. So mancher, der auf sein Leben zurückblickte, mußte feststellen, daß es aus einer schier endlosen Kette von Abhängigkeiten bestand. Von der Arbeit war man abhängig, vom Wohlwollen der Chefs, vom Urteil der Kollegen, von Terminen, von der Frau, vom Hausbesitzer, so man zur Miete wohnte, von der Bank, also vom Geld, von der Gesellschaft überhaupt, von Stimmungen und Launen, von Alkohol und Zigaretten, vom Wetter, von Gefühlen generell, vom Willen zur absoluten Gesundheit, von der Unabhängigkeit, von der Freiheit, von der Zeit, von Gesetzen und Regeln, von den Moden, von Meinungen, von Freunden, und am Ende leuchtete einem noch die gravierendste Form der Abhängigkeit entgegen, nämlich die von sich selbst, denn wer konnte schon aus seiner Haut.

Wer bin ich bloß, wo komme ich her, wo gehe ich hin, was will das Leben wirklich von mir? fragten sich viele und erlebten intensiv den Knick in ihrer Biografie, sahen die Sackgasse, in die sie geraten waren, nachdem sie beruflich fast alles erreicht hatten. Etliche brachen aus dem alten Leben aus und auf in ein neues. Man pilgerte beispielsweise nach Poona zu dem Erleuch-



teten. Um sich erst selbst zu finden, dann selbst zu verwirklichen und endlich dem Guru sein Leben und seine Arbeitskraft zu widmen, eine einzige Abhängigkeit war schließlich immer noch besser als eine ganze Serie davon. Die Frage nach der eigenen, der wahren, der ursprünglichen Identität war eine hochmoderne Frage geworden. Man war sich seines Scheiterns und seiner Abhängigkeiten bewußt und bekannte sich offen dazu. In den Büchern tauchten Helden meines Kalibers auf, sie waren salonfähig geworden. Mir fiel damals zufällig der Roman eines gewissen Jan Hrdek in die Hände, der offensichtlich meine Geschichten geklaut hatte. Ich schrieb ihm sofort einen Brief, in dem ich ihm zu meiner Biografie gratulierte. Treffender hätte noch keiner mein Leben beschrieben. Ob er schon mal daran gedacht habe, den Roman zu verfilmen. Ich hätte da ein paar sehr gute Ideen, die Hauptrolle könne ich übernehmen, schauspielerisches Talent sei vorhanden.

Zu meiner Überraschung antwortete Hrdek wenige Wochen später und lud mich nach Wien ein, um über das von mir ange-deutete Projekt zu sprechen. Keine Frage, daß ich der Einladung folgte, auch wenn ich noch nicht wußte, was ich Hrdek anbieten konnte. Irgend etwas, dachte ich, wird mir schon einfallen. Ich muß mich an Hrdek hängen, denn Leute wie er schwimmen derzeit obenauf. Er ist meine Rettung, meine Chance. Sicher hat er, der bekannte Autor, ausgezeichnete Beziehungen zum Film. Und ich bekomme die Hauptrolle. Sowas, bitte, schüttle ich doch locker aus dem Ärmel. Selbstverständlich wird der Film ein großer Erfolg. Millionen werden mich auf der Leinwand sehen. Filmfestspiele in Cannes. Eduardo im Blitzlichtgewitter. Das wird mein Künstlername: Eduardo. Nichts weiter. Einfach nur Eduardo.

Mesdames et Messieurs, j'ai l'honneur de vous présenter l'admirable Monsieur Eduardo! Die Entdeckung des Jahres! Angehimmelt von Stars und Sternchen. Ein Pressefoto zeigt Eduardo

von barbusigen Schönheiten umringt. Côte d'Azur. Champagnerkelch locker in der Hand. Der Mann weiß zu leben, das sieht man. Auftrag für den nächsten Film schon in der Tasche. Paris will ihn, Hollywood will ihn. Ein Naturtalent. Unverfälscht. Echt. Selbst die große Liz Taylor soll begeistert von ihm sein. Es gibt Gerüchte, daß sich die beiden heimlich in einem abgelegenen Dorf in der Camargue getroffen haben. Ich weiß, es wird einmal ein Wunder geschehn, und dann werden alle Träume wahr...

1 UHR 42

Nachts trocknen die Gefühle entweder aus, oder sie entwickeln sich zum Schrillen hin, zur Hysterie. Du könntest, am Gipfel der Müdigkeit angekommen, beziehungsweise verloren in deiner Gefühlswüste umherirrend, entweder kaltblütig über eine Frau herfallen oder sofort die Polizei alarmieren, bloß weil ein Mann vor der Tür steht, der ein wenig nach Gewalt aussieht...

Jetzt: die Panik, daß ich nicht fassen kann, wonach ich zu greifen versuche. Mir ist, als suchten geliehene Geschichten ihren ursprünglichen Besitzer, doch dann mag sich herausstellen, daß es diesen nicht gibt...

WIENER BERICHT

Es war ein grauer, regnerischer Novembertag. Ich nahm den Nachtzug nach Wien, kam um die Mittagszeit des folgenden Tages dort an. Hrdek war leider nicht da, statt seiner begrüßte mich die bald achtzigjährige Großmutter mit den Worten: Ach, der Besuch aus Daitschlond is do. Der Jan is ned do. Woins wos essn, homs an Hunga, i kann a Foschiertes mochn.

Ich verstand sie nur teilweise, nickte trotzdem und setzte mich an den Küchentisch. Die alte Frau begann zu kochen. Wie ich sah, handelte es sich bei dem Faschierten nicht um Faschisten, sondern um eine Art Frikadellen, die in einem Fettsee schwammen. Sehr appetitlich sahen sie nicht aus. Während ich überlegte, wie ich um das Essen herumkommen könnte, ohne Jan Hrdeks Großmutter zu verletzen, fragte sie in einem etwas abfälligen Ton, ob ich auch ein Dichter sei, was ich - im Hinblick auf das Faschierte - vorsichtshalber verneinte. Hom Sie a Glück, sagte sie erleichtert. Warum? fragte ich. Die Antwort erfuhr ich nicht mehr, weil Hrdek hereingeplatzt kam, sich für die Verspätung entschuldigte - Termin beim Fernsehen - und mich dann gleich in sein Arbeitszimmer entführte, wo sich Manuskripte in allen Ecken zu wandhohen Türmen stapelten, es roch nach Arbeit, Staub, Gedankenschweiß.

Hrdek war Mitte zwanzig, athletisch gebaut, zerschlagene Boxernase, ganz und gar unpoetisch sah er aus, wie jemand, der Kraftsport betreibt. Die langen Haare und der mächtige Vollbart verdeckten sein Gesicht fast völlig.

Wir setzten uns an den Tisch, der Dichter kredenzte Amarilenschnaps und wollte sofort mit der Arbeit beginnen. Ob ich schon mal ein Drehbuch geschrieben hätte, fragte er. Ich verneinte. Mocht nix, sagte er, aber Ideen hast schon? Klar, sagte ich, viele Ideen. Und geschrieben beziehungsweise publiziert? Noch nichts, gab ich zu, dafür aber jede Menge Geschichten gemacht, die nur noch aufgeschrieben werden mußten. Zum Beweis, daß

ich was auf dem Kasten hatte, zog ich die Irina-Postkarte mit dem Attest des berühmten Literaten aus der Jackentasche und legte sie Hrdek vor. Er las und seufzte. Ich fragte nach dem Grund seines Seufzens. Er verwies auf Mißverständnisse bezüglich seines Romans, von dem alle dächten, es handle sich um eine wahrheitsgemäße Autobiografie. Deswegen habe er seit einiger Zeit dauernd irgendwelche Säufer, Neurotiker, Versager oder sonstige Penner am Hals. Er meine da nicht unbedingt mich. Aber das Schreiben sei ja in Mode gekommen, beziehungsweise zur Mode verkommen. Ganze Heerscharen von Gestrauchelten und Gestrandeten meinten plötzlich, sich schreibend einen Namen machen und sich so retten zu können, und er hoffe nur, ich hätte nicht dieselbe Idee.

Nicht unbedingt, beruhigte ich ihn, mir geht es ja eher um den Film, um die Schauspielerei. Er schien erleichtert. Dann umriß er kurz, wie er sich die Verfilmung seines Romans vorstellte: ein surrealistischer Heimatfilm, gespickt mit absurden Gags solle es werden. Drehort: die Katakomben von Wien. Synonym für Unterwelt. In dem Punkt lasse er nicht mit sich diskutieren. Ob ich in eine ähnliche Richtung gedacht hätte?

Doch... doch... stotterte ich und wurde Gottseidank durch einen gewissen Joseph Hendl vor einer frühzeitigen Enttarnung meiner Ideenlosigkeit bewahrt. Jener kam nämlich in diesem Augenblick ins Zimmer getorkelt, ein aufgeschwemmter, versoffener Typ mit geröteten Schweinsaugen und Stiernacken, unraziert, in einem schäbigen, viel zu kleinen Nadelstreifenanzug steckend. Er ließ sich in den Ohrensessel fallen und schrie nach Schnaps. Nachdem er einen langen Zug aus der Flasche genommen hatte, rülpste er und stierte mich an. Aha, meinte er, dös is er oiso, der Piefke, wos. Da hätt ich gleich mal eine Frage, nämlich, wie du zum Problem der Überbevölkerung stehst. I sog imma, daß jeder, der älter als Vierzig ist, ins Schlachthaus gehört. Olle rigoros abschlochn, sog i, ned wua, abschlochn.

Er sagte das in einem so trägen und gleichgültigen Ton, daß ich erschrak. Hrdek erklärte, der Hendl Joseph rede immer so daher, der lege es darauf an, die Leute zu schockieren und aus der Fassung zu bringen, das sei eben der legendäre Hendlsche Schmäh.

Genau, nickte der, oam samma und bleed samma.

Er ist unbedingt das größte Arschloch von Wien, der Hendl Joseph, durch und durch verlogen und verdorben, grinste Hrdek.

Zu meiner größten Überraschung legte Hendl keinerlei Widerspruch ein, sondern schien sich im Gegenteil durch Hrdeks vernichtendes Urteil noch geehrt zu fühlen.

Ja, oam samma und bleed samma, oba ned so bleed, daß i ned waaß wiare haaß, ned so bleed, daß i ned waaß wiare ousschoug, schrie er mich mit krebrottem Kopf an.

Ich verstand nicht, was dieser Mensch eigentlich gegen mich hatte und sah wieder hilfeschend zu Hrdek hin. Das hat nichts mit dir zu tun, erklärte dieser, das sollte nur eine weitere Kostprobe sein, diesmal in Sachen Originalton Qualtinger, dem eifert der Joseph nach, den verehrt, den vergöttert er, vastöchst.

Nein, das tat ich nicht. Mir war das alles etwas unheimlich, ich sah Komplikationen und unbestimmte Gefahren auf mich zukommen und wußte nicht, wie ich mich da wieder herauswinden konnte, ohne dabei das Gesicht zu verlieren. Andererseits muß ich aber immer noch auf ein Wunder gehofft haben, auf eine gewissermaßen göttliche Eingebung, sonst wäre ich ja nicht geblieben, sondern hätte ich mich am selben Tag noch aus dem Staub gemacht.

Wenig später fuhren wir in die Stadt. Hrdek war eingefallen, daß er noch eine Verabredung hatte. Sein Auto war ein undefinierbares Modell, das bedrohliche Geräusche von sich gab, aber dennoch fuhr. Es ratterte, knatterte, ratschte, krachte, scheperte, quietschte, hustete zwischendurch fehlzündlerisch und schien Getriebeteile auszukotzen, was Hrdek nicht im geringsten beeindruckte. Er raste durch Wien, als ginge es um Leben und

Tod. Hendl, der im Fond herumflog, fluchte zwar kräftig, spornte Hrdek aber zu noch schärferer Fahrweise an, dieser brüllte mir Straßen- und Gebäudenamen zu, schrammte Bordsteinkanten, kam geparkten Autos gefährlich nahe, weil er höchstens jeden zehnten Blick auf die Straße vor sich warf, mir brach trotz Kälte der Schweiß aus, und als wir am Ziel, einem sogenannten Künstlercafé, ankamen, stieg ich mit schlotternden Knien aus.

Hrdek führte uns an einen Tisch, an dem drei Personen saßen: zwei Männer seines Alters und eine hochmodisch gestylte Dame von Welt, denen ich - keine Ahnung, wie es zu der plötzlichen Beförderung kam - als Drehbuchautor aus Deutschland vorgestellt wurde, was man mit einem keineswegs respektvollen Nicken zur Kenntnis nahm.

Während Hrdek mit den dreien sofort ein Gespräch begann, das sich um Verleger, Lektoren, Buchmessen, Honorare und so weiter drehte, klärte mich Hendl flüsternd über die Anwesenden auf.

Der eine da, dieser Herr mit dem wilhelminischen Schnauzbart sei Gottfried Strankl, Arbeitersohn und Doktor der Philosophie, der schon vier Romane publiziert habe, die Dame sei sein derzeitiges Schmuckstück, mit dem er sich auf Preisverleihungen zeige, sein Kulturflitscherl, vastöhst, derweil die Gemahlin daheim Manuskripte tippe, das sei in diesen Kreisen so üblich. Der andere heiße Jonas und halte den Ablehnungsrekord. Er hätte, so Hendl, sein Manuskript an rund dreihundert Verlage geschickt und alle dreihundert hätten es abgelehnt, da sei Jonas auf die genial verzweifelte Idee gekommen, aus den Ablehnungsschreiben ein Buch zu machen, was dann tatsächlich auch gedruckt und ein Renner geworden sei.

Dieses erste Eintauchen in die Welt der Dichter kam mir vor, als sei ich, ohne mit einer Sprechrolle versehen zu werden, in ein absurdes Theaterstück versetzt worden. Das Café war die Bühne, auf der jeder seine künstlerischen Fähigkeiten zum Ausdruck zu

bringen versuchte. Es wurde gestritten, gebrüllt, in Grund und Boden verdammt, zitiert, kritisiert, gesoffen, gesungen, geschrieben, manche saßen aber auch nur da und starrten die Wand an. Hendl bestellte sich einen Wein um den anderen und meinte, der Piefke zahle alles, Strankl, Jonas und Hrdek ereiferten sich über Dinge, von denen ich nicht die geringste Ahnung hatte, die Dame schwieg größtenteils, hing mit bewundernden Blicken an Strankls Lippen und benickte begeistert jedes Wort, das er sagte. Es ging um die Anschaffung eines Volvo, wofür man ungefähr drei einstündige Hörspiele schreiben müsse, um die Fiktion, welche ausgeschissen habe, um die Frage, ob Muscheln besser in Weißwein oder mit Tomatensauce schmeckten, um Leute, die ich nicht kannte, um den Nobelpreis, den man in diesem Jahrhundert noch überreicht bekommen wollte, um Verleger, welche allesamt Idioten seien und um Kollegen, die das Schreiben besser lassen sollten, weil sie sowieso nur noch das Nichts kultivierten.

Irgendwann in der Nacht brachen wir auf. Hendl ging zu den Nutten, ich mit Hrdek nach Hause. Nachdem er mir ein Zimmer zugewiesen hatte, in dem mehrere Matratzen am Boden lagen, zog er sich wortlos in seinen Arbeitstempel zurück.

In den folgenden Tagen lernte ich einen Künstler kennen, der das Dasein eines Angestellten führte. Er stand morgens in aller Herrgottsfrühe auf, machte gymnastische Übungen, zerrte einen Expander, stemmte Hanteln, drosch auf einen Sandsack ein, duschte anschließend eiskalt, setzte sich punkt acht Uhr mit einer Kanne Tee an seinen Schreibtisch und hämmerte stundenlang auf die Schreibmaschine ein, unvorstellbar, wie jemand so viele Worte zu Papier bringen konnte, unvorstellbar, daß jemand so viel zu sagen hatte. Von dem Film war vorläufig nicht mehr die Rede. Statt dessen wurde ich von Hrdek als Leser angestellt. Ich sollte ihn vor allem bewundern und seine Werke bejubeln. Oder warum sonst hätte er mir seine Manuskripte zum Lesen geben sollen? Zwar verlangte er jedesmal eine konstruktive Kritik, aber

wenn ich mich in diese Richtung vorwage, wies er meine Worte schroff zurück, also bewunderte ich ihn lieber. Das hielt ihn bei Laune. Wenn ich ihn genial nannte, wiegelte er bescheiden ab, wollte es aber dann gleich nochmal hören. Wie sagtest du, genial? Ehrlich? Kommt es so bei dir an? Ich tat ihm den Gefallen und wiederholte es, woraufhin er mir eine Ahnung bescheinigte. In mir sei etwas, aus mir könne noch etwas werden, das rieche er.

Meine Fähigkeit, anderen Bewunderung zuteil werden zu lassen, konnte sich in Wien reichlich entfalten. Hrdek schleppte mich zu allen möglichen Veranstaltungen, Diskussionen und Festen, wo ich nur eines zu tun hatte: Dichter bewundern und loben. Ich stellte fest, mit welcher Leichtigkeit es mir gelang, zu jedem Buch, das einer der Anwesenden geschrieben hatte, etwas zu sagen. Es waren alles wuchtige, kraftvolle, geniale, originelle, authentische, mich bis in die Tiefe meiner Seele erschütternde Bücher. Mehr brauchte ich nicht zu sagen. Man glaubte mir dann sofort, daß ich sie gelesen hätte. Ja, ich kann sogar sagen, daß ich als Bewunderer bald mehr im Mittelpunkt stand, als die Bewundererten selbst. Jeder lud mich ein, jeder versprach mir, sich für mich einzusetzen, jeder wollte etwas von mir lesen, jeder mit mir einen Film machen und ein gewisser Oskar Siemens, der von meinem Literaturverständnis ganz hingerissen war, sogar etwas von mir veröffentlichen; und zwar in seiner Literaturzeitschrift.

Bald zweifelte ich nicht mehr im geringsten daran, daß ich nun zu den Autoren gehörte. Ich war einer von ihnen, ich war schon immer einer von ihnen gewesen, und wenn ich jetzt jemandem aus meinem Leben erzählte, bekam er zu hören, daß ich selbstverständlich in frühester Jugend bereits zu schreiben begonnen hätte. Mit sechs Jahren Märchengeschichten, mit zehn die ersten Gedichte, mit fünfzehn ein Drama, mit neunzehn ein Epos. Das entsprach doch der Wahrheit. Oder nicht? Wer wollte das in Frage stellen? Es mußte doch wahr sein. Wäre es nicht so, dann wäre ich nicht in Wien, dann würden sich die doch nichts

von mir sagen lassen. Plötzlich arbeitete auch ich an einem großen Roman, der zur nächsten, spätestens übernächsten Buchmesse erschien, plötzlich war ich zu Studienzwecken in Wien, plötzlich gelang es mir, ebenso über Verleger, Lektoren und Kritiker zu lästern wie die. Ich warf Hrdeks, Strankls, Jonas' und Siemens' Ansichten in einen Topf, rührte einmal kräftig um und fertig war mein ureigenstes Literaturverständnis: Die Fiktion hat ausgeschissen und wird durch die Realität ersetzt. Die realistische Literatur ist eine parteiliche Literatur, sie läßt jene zur Sprache kommen, die bislang keine hatten. Der Arbeiter ist grundsätzlich gut und grundsätzlich ein Held und der Kapitalist grundsätzlich ein Ausbeuter und grundsätzlich ein Schwein. Man fand, ich hätte damit den ironischen Nagel auf den Kopf getroffen.

Es war eine Kompetenz aus zweiter und dritter Hand, die ich mir angeeignet hatte, aber wem fiel das schon auf. Keinem. Und wenn Hendl als Literat galt, dann war ich schon lange einer. Was der machte, das hatte ich schon lange vor ihm getan, ich meine, Sprüche geklopft. Bei ihm hieß das Spontanlyrik. Er soff sich einen Rausch an, kletterte auf die Bühne und lallte für ein Honorar von eintausend Schilling Witze, Stammtischgeschichten, Sarkasmen.

Olle obschlochtn, sog i, ned wua, obschlochtn. Nixdenkn oaweidn sauffn budan, sog i.

Das Publikum schwieg betroffen. Sicher zweifelte es nicht daran, ein Genie zu erleben. Ein besoffenes zwar, aber ein Genie.

Auf diese Weise vergingen drei Wochen. In der vierten stand dann noch der längst fällige Besuch bei Siemens an, den Hrdek hinausgezögert hatte, weil ich seinen Kollegen, der unbesehen alles von mir drucken wollte, zu oft und zu ausufernd lobte, das weckte Hrdeks Eifersucht und vielleicht auch sein Mißtrauen, daher hob ich ihn, Hrdek, schleunigst noch höher hinauf, um der Gefahr zu entgehen, am Ende doch noch in meiner Kompetenz angezweifelt zu werden.

Weißt du, der Siemens kann ja ganz gut schreiben, sagte ich locker dahin, aber verglichen mit dir, liegt er sprachlich und inhaltlich doch auf einem erheblich tieferen Niveau. Aus deinen Büchern, Hrdek, dampft das Leben in seiner ganzen Fülle, während es bei Siemens höchstens heraustropft, tut mir leid, das deinem Freund antun zu müssen, aber das ist nun einmal meine Meinung als Leser.

So konnte ich daherreden, ohne mit der Wimper zu zucken. Im Brustton selbstgewonnener Überzeugung. Doch warum sollte ich Bedenken haben? Ich glaubte ja, was ich sagte. All das wäre weiter nicht schlimm, wäre einem in jedem Augenblick bewußt, daß man nur eine Rolle spielt, aus der man jederzeit wieder aussteigen kann, doch gerade das konnte ich nicht. Weil mir ja nicht bewußt war, daß ich nur spielte, ich meine, Spiel und Wirklichkeit vermischten sich, wurden eins. Desto schlimmer und brutaler dann das Erwachen. Das geschah bei Siemens. Schuld war seine barocke Lebensgefährtin Luise, eine Flötistin, die mir von Anfang an mit größtem Mißtrauen begegnete. Das heißt, erst ignorierte sie mich. Da spielte ich noch mit in dem Stück: Literaten unter sich. Dann schoß Luise plötzlich die Frage ab, wieviele Bücher ich denn bisher publiziert habe beziehungsweise wer den angeblich großen Roman, von dem hier die Rede sei, denn verlege. Ja, sagte ich, das sei noch nicht raus, Angebote hätte ich schon, mich aber noch nicht entschieden. Ja, und wo denn die anderen Bücher erschienen seien? Es gäbe noch keine anderen, mußte ich zugeben. Oskar nahm mich in Schutz. Er meinte, die Anzahl der Veröffentlichungen allein besage überhaupt nichts. Im Gegenteil. Es seien oft gerade die allerbesten Schriftsteller, die nie etwas veröffentlichten in ihrem Leben. Im Grunde genommen sei jede Veröffentlichung ein Akt der Kapitulation vor der eigenen Eitelkeit. Luise rümpfte die Nase. Sie stellte mir die Frage nach einem Buch, von dem ich noch nie gehört hatte. Der Titel lautete Früchte des Meeres, es hörte sich nach einem Kochbuch

an, was ich mich aber nicht zu sagen traute, denn warum sollte mich Luise über ein Kochbuch befragen. Ich tat so, als dächte ich nach. Dann folgte mein Standardurteil: Ein wuchtiges, ein gewaltiges, ein originelles, ein mich bis ins Mark meiner Seele erschütterndes, vielleicht hier und dort literarisch etwas mißglücktes... Kochbuch! platzte Luise in meinen Vortrag hinein und prustete los. Auch Hrdek und Siemens schüttelten sich vor Lachen. Ich wollte noch erklären, es habe sich selbstverständlich um ein ironisches Urteil gehandelt, aber das nahm man mir nicht mehr so ohne weiteres ab. Ich fühlte mich disqualifiziert, endgültig. Auch wenn es Hrdek tags darauf längst wieder vergessen hatte, mir ging es nicht aus dem Kopf. Meine Selbstsicherheit war dahin, ich war aus der Rolle gefallen und konnte keinem mehr unter die Augen treten. Was für eine entsetzliche Blamage!

Ich mußte weg hier. Bei Nacht und Nebel verließ ich Wien, ohne mich von Hrdek zu verabschieden, wieder mal um eine Chance, um einen Traum ärmer geworden...

KINDLICHE PHANTASIEN DER ERLÖSUNG

Eduard auf dem Weg zur Schule. Ein großer ausländischer Wagen, ein Cadillac mit offenem Verdeck, fährt heran und hält neben ihm. Drinnen sitzt die gute Fee. Sie ist - wie immer (und wie mir das allmählich auf die Nerven geht!) - reich und schön und aus Amerika. Sie trägt eine Sonnenbrille, die sie jetzt abnimmt, er sieht in ihre Augen und stellt fest, sie erkennt ihn, sie weiß alles von ihm.

Sie sagt nur drei Worte: Steig ein, Eduard. Sie entführt ihn in die sogenannte große weite Welt, Schule, Elternhaus, Kleinstadt, alles liegt hinter ihm, er kann aufatmen, endlich!

Weiter reicht seine Phantasie nicht, sie bricht an dieser Stelle ab und stellt sich am nächsten Morgen wieder von neuem ein. Der Wagen fährt heran, die Frau sagt: Steig ein, Eduard, und er